

HEYNE

Über den Autor

Uwe-Karsten Heye, geboren 1940, war Redakteur bei der »Mainzer Allgemeinen Zeitung«, wechselte 1963 nach Bonn zu „United Press International“ und war ab 1968 Korrespondent der »Süddeutschen Zeitung«. 1974 bis 1979 arbeitete er als Pressereferent und Redenschreiber für den damaligen SPD-Vorsitzenden Willy Brandt. In den 80er Jahren ging er zum Fernsehen, war freier Autor für ARD und ZDF. Ab 1984 berichtete er als Redakteur für »Kennzeichen D« aus Bonn und Berlin. 1990, nach dem Wahlsieg von Gerhard Schröder in Niedersachsen, wurde er dessen Pressesprecher und Leiter der Presse- und Informationsstelle der niedersächsischen Landesregierung. 1998 bis 2002 war er Regierungssprecher und Chef des Presse- und Informationsamtes der Bundesregierung. Seit Juli 2003 ist er Generalkonsul der Bundesrepublik Deutschland in New York.

Uwe-Karsten Heye

VOM GLÜCK NUR EIN SCHATTEN

Eine deutsche Familiengeschichte

WILHELM HEYNE VERLAG
MÜNCHEN

Umwelthinweis:

Dieses Buch wurde auf chlor- und säurefreiem Papier gedruckt.

Taschenbuchausgabe 02/2006

Copyright © 2004 by Karl Blessing Verlag, München
Wilhelm Heyne Verlag, München,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH
www.heyne.de

Printed in Germany 2006

Umschlaggestaltung: eisele grafik-desgin, München

Umschlagillustration: Abbildung oben: © Privatbesitz Uwe-Karten Heye

Abbildung unten: Frauenflüchtlingszug, © akg-images, Berlin

Satz: Uhl + Massopust, Aalen

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

ISBN-10: 3-453-64509-X

ISBN-13: 978-3-453-64509-7

*Für Silke, Tom Benedikt,
Leo und Tim Moritz*

INHALT

Vorwort	9
1 Siebzehn Seiten Leben	13
2 Leben in Danzig	27
3 Die Flucht	45
4 Totgesagte leben länger	61
5 Wieder auf der Flucht	73
6 Im Westen	80
7 Spurensuche	103
8 Fremde im eigenen Land	111
9 Erst Rock'n'Roll, dann Karl Marx	120
10 Norah	133
11 Vatertag	142
12 Noch einmal an den Anfang	154
13 Frau ohne Echo	173
Nachtrag	189

VORWORT

Dieses Buch handelt vom Krieg und dem Leben einer Generation, die eingepfercht war zwischen zwei Kriegen, dem Ersten und dem Zweiten Weltkrieg. Viele Lebensentwürfe in dieser Zeit blieben ein unerfüllter Traum. Millionen Menschen ging es so im Deutschland des 20. Jahrhunderts. Wenn ich aus diesen zahllosen Schicksalen das meiner Eltern in den Jahren vor und nach dem Zweiten Weltkrieg herausgreife aus dem Erinnerungsgepäck dieser Zeit, dann vornehmlich in der Absicht, wenigstens eine Teilantwort auf die Frage zu erhalten, wie dieser für mich nach wie vor unheimliche Zivilisationsbruch der Hitlerzeit geschehen konnte und ob es schuldhafte Anteile gab, die auch meine Eltern mit zu verantworten hatten.

Gleichzeitig erhoffe ich mir, jüngeren Lesern einen Hinweis zu geben, was passieren kann, wenn die Entwicklung einer Gesellschaft oder, genauer, die öffentlichen Angelegenheiten aus der eigenen individuellen Mitverantwortung entlassen und Hasardeuren der Politik zum gefälligen Gebrauch überlassen werden. Wie viele sind damals viel zu spät aufgewacht, und wie vielen wurde erst in den Schützengräben und auf den Schlachtfeldern in den Weiten Russlands klar, dass sie sich Verbrechern ausgeliefert hatten. Befreit eine solche späte Einsicht von der Mitschuld am gemeinsamen Untergang?

Vielfach bin ich auf Vermutungen angewiesen, wie sich meine Eltern in dieser Zeit verhalten haben. Es spricht einiges dafür, dass sie die Verachtung für Andersdenkende nicht teil-

ten, auch nicht den gezielten Hass auf diejenigen, die jüdischen Glaubens waren. Um das zu ergründen, habe ich mir viele Gespräche mit meiner Mutter in Erinnerung rufen können. Aber auch sie hatte nur ein passives Nein gegen die staatlich verordnete Unmenschlichkeit zu bieten. Und mein Vater? Ich habe ihn kaum kennen gelernt. Es war wohl kein politisch motivierter Ausbruch aus dem Konformismus seiner Generation, die begeistert die Kriegsfanfaren hörte, der ihn bewegte, von der Wehrmacht zu desertieren. Er war ein Künstler, wenig geeignet für das Soldatische, einfach unfähig, das Leben zu leben, das ihm da befohlen worden war. Das Leben, das er gern gelebt hätte, fand für ihn nicht statt. Immerhin ein Nein.

Und es zeigte sich, dass der Krieg mit der Unterschrift unter die Kapitulationsurkunde längst nicht vorbei war. Das Nachbeben währte lange und bestimmte den weiteren Lebensweg meiner Eltern. Auch das ist typisch für Millionen andere Schicksale in dieser Zeit. So dramatisch und am Ende glücklos das Leben für viele aus der Generation meiner Eltern auch war, im Vergleich zu den Leiden der Opfer dieses kollektiven politischen Versagens der Deutschen hatten sie das gute Ende erwischt. Was die Zeitgeschichte dieser betrogenen Generation abverlangte, lässt sich fast prototypisch am Schicksal meiner Eltern, in Sonderheit meiner Mutter, nachvollziehen; dieses Buch will davon erzählen.

Es entstand teilweise in New York, wo mir immer wieder inzwischen hochbetagte überlebende Opfer jener zwölf Jahre zwischen 1933 und 1945 begegnen, die hier einen sicheren Hafen gefunden haben. In meinen Gesprächen wird mir immer wieder klar, wie tief der Riss durch die Geschichte geht, den der Nationalsozialismus verursacht hat.

»Alles, was sie wissen müssen, wird sich vor ihren Augen abspielen, und sie werden nichts sehen«, lässt Christa Wolff ihre Cassandra sagen.

Nichts gesehen zu haben, das war eine der stereotypen Antworten, die meine Generation von der im Übrigen schweigenden und verschweigenden Elterngeneration auf unsere Fragen nach dem zu hören bekam, was als Zivilisationsbruch in Deutschland stattgefunden hat. Die Bearbeitung dieser jüngeren Geschichte ist nicht beendet. Umso weniger, als erneut Wiedergänger der Nazis auf der Bildfläche unseres Landes erscheinen. Diese neuen Nazis, die in Aufmärschen und auf unerträglichen Hass-Seiten im Internet das Gift versprühen, das dieses Land schon einmal in den Abgrund geraten ließ, haben mich erneut zu der Erkenntnis gebracht, dass die Auseinandersetzung für eine humane, weltoffene Gesellschaft und gegen die schrecklichen Vereinfacher noch nicht gewonnen ist. Auch darum dieses Buch. Es ist auch jenen jungen Frauen und Männern gewidmet, die sich in Initiativen und in ihrem Alltag dieser Auseinandersetzung verschrieben haben.

Ich selbst hatte Gelegenheit, im Jahr 2000 die Initiative »Gesicht zeigen« zu gründen. Als ich den Verein zusammen mit Paul Spiegel und Michel Friedman vom Zentralrat der Juden in Deutschland aus der Taufe hob, war mir durchaus klar, dass diese Arbeit nur wirksam werden kann, wenn Menschen dieser Idee Leben einhauchen würden. Wer heute in die Geschäftsstelle von »Gesicht zeigen« in Berlin eintritt, wird ihnen begegnen. Drei junge Frauen, Sophia, Rebecca und Valerie, arbeiten dort mit unerschöpflicher Energie, oft verstärkt von jungen Leuten, die dem Verein einige Wochen ihrer Arbeitszeit schenken. Sie wollen hinsehen, damit Cassandra nicht Recht behält. Und sie tun es mit tausenden anderen, die in Städten und Dörfern gegen Rassismus und Antisemitismus aufstehen. Sie sorgen mit dafür, dass die Zivilgesellschaft widerständig bleibt.

Dieses Buch ist ein kleines Mosaik aus der Alltagswelt der zurückliegenden rund 80 Jahre. Ich hoffe, es kann etwas ver-

deutlichen: Krieg wird nicht nur auf den Schlachtfeldern erlitten, er greift tief in den Alltag der Menschen ein und lässt sie nicht los, selbst wenn der Frieden längst zurückgekehrt scheint. Krieg betrügt die Menschen um ein selbstbestimmtes Leben. Diese Sicht ist in Geschichtsbüchern selten nachzulesen. Deshalb versteht sich dieser Text als ein Stück erzählter Geschichte, das nicht von Kriegshelden und Schlachten erzählt, sondern von der Armseligkeit des Lebens im und nach dem Krieg.

KAPITEL 1

Siebzehn Seiten Leben

Ein leichtes, zögerliches Lächeln, so erinnere ich den Augenblick. Fast ein wenig scheu, so als sei sie sich bis zu dem Moment, da sie die eng beschriebenen Seiten zu mir über den Tisch schob, nicht sicher gewesen, ob sie sie loslassen, mir übereignen solle. Es waren 17 Seiten, Format DIN A 5. »Vielleicht interessiert es dich«, sagte sie. »Vielleicht ...« Ich versuche mich zu erinnern, wie ich reagiert, was ich ihr geantwortet habe. Hat sie mir meine Überraschung angesehen? Habe ich Interesse gezeigt? Ich weiß es nicht. Ich hoffe, ja. Und dennoch vergingen 15 Jahre, bis ich gelesen habe, was sie mir damals, in diesem stillen Augenblick, auf den Tisch gelegt hat.

Heute frage ich mich, was der Grund für diese übertragene Scheu gewesen ist, zu lesen, was sie doch für mich bestimmt hatte. Ich habe diese Seiten wie einen Schatz gehütet. Unfähig, ihn zu heben. Ihn bei mir zu haben, reichte für eine lange Weile. Ich hatte etwas von ihr. Bei drei Umzügen wanderten diese Seiten mit, von Bonn nach Hannover, von Hannover nach Berlin, von Berlin nach Potsdam. Manchmal suchte ich fieberhaft nach ihnen, sie schienen verschwunden und tauchten wieder auf. Jedes Mal atmete ich in tiefer Erleichterung auf, wenn ich die verloren geglaubte, von ihr selbst überbrachte Post mit den langsam vergilbenden Blättern wieder in der Hand hatte.

Manchmal fiel mir der Text wie zufällig entgegen, wenn ich irgendwo zwischen Büchern, Akten, Notizen ein Blatt, nur einen Buchstaben sah, in dieser typischen steilen Schrift. Das U

versehen mit einem spielerischen Bogen, ehe der Strich senkrecht nach oben führte, um ebenso steil abzufallen, nur eine leichte, kaum wahrnehmbare Schlinge zu bilden, um dann wieder nach oben zu fahren, wieder nach unten zu fallen und in einem leichten Bogen den Buchstaben zu vollenden. Ihr U konnte ich aus allen Schriftbildern herausfiltern, dem sich dann ein kleines geschlossenes »we«, etwas abgesetzt von dem allein stehenden U, anfügte. »Lieber Uwe«, steht auf dem Vorblatt zu den 17 Seiten. Mehr zu lesen brachte ich in 16 Jahren nicht über mich. Diese Schrift also machte ihre Zeilen für mich immer wieder auffindbar. Keine Allerweltsschrift. Etwas Besonderes.

So waren wir irgendwie zusammenschweißt. Diese Erinnerungen meiner Mutter auf 17 kleinen Seiten und ich. Ihre Scheu, mir diese Zeilen zu übergeben, wurde meine Scheu, sie zu lesen. Ich ahnte, warum. Ich ahnte den Schmerz, der sich darin verbarg. Ich ahnte, dass ich zu warten hatte, bis ich die Kraft haben würde, ihren Schmerz zu ertragen. Jetzt lese ich und träume ihr nach. Jetzt. Endlich kann ich nachfühlen und wieder erinnern.

Als Erstes die Erinnerung an diesen späten Sommertag des Jahres 1988, sie ist 75 Jahre alt. Sie hat den Sessel nicht verlassen, seit ich sie vom Bonner Bahnhof abgeholt habe. Ich habe lange warten müssen, der Strom der Reisenden ist schon abgeebbt, als ich sie entdeckte. Langsam geht sie in Richtung Ausgang und lächelt, als sie mich an der Treppe entdeckt, die hinunter zur Eingangshalle führt. Ihr Haar durch einen Scheitel geordnet, die Brille wie immer etwas zu groß für das kleine Gesicht. Ein Kuss auf die Wange, sie lässt sich drücken und bleibt dabei doch irgendwie unbeteiligt. Ich nehme ihren Arm, greife den Koffer. Jetzt sitzt sie mir gegenüber, zwischen uns liegt die Aufzeichnung, ihre Erinnerung.

Sie besuchte mich für ein paar Tage in unserem Reihen-

haus aus den 30er Jahren, auf der für die echten Bonner Bürger »falschen« Rheinseite im Vorort Beuel, erreichbar über die Kennedy-Brücke, die die Stadt mit den linksrheinischen Vororten verbindet. Wie sah sie damals aus? Selbst unter der Strickjacke in einem muscheligen Braunton lässt sich der darin verborgene magere und knochige Körper ahnen. Sie sitzt da wie ein verwehter Ton. Ein hinfalliger alter Mensch, dem jede Bewegung schwer wird, die schmalen Hände umhüllt von einer dünnen, durchscheinenden Haut. Adern, die die Pergamenthaut heben und eine bläulich-weiße Landschaft auf den Handrücken zeichnen. Die Nägel kurz geschnitten, farbloser Nagellack als einziges Zugeständnis an die Errungenschaften der Kosmetik. Diese Hände sind das Auffälligste an der Erscheinung meiner Mutter, ich sehe sie noch über Klaviertasten gleiten. Ihr Spiel hatte mich immer fasziniert, bis sie es einstellte. Irgendwann hatte sie sich von dem Instrument verabschiedet. Heute glaube ich, dass dieser Abschied von der Musik, die ihr immer so viel bedeutet hatte, zugleich ein Abschied war von allen Hoffnungen auf ein anderes Leben. Ihre Hände habe ich sehr gemocht. Solange ich denken kann, habe ich jedem Menschen, den ich kennen lerne, zuerst auf die Hände geschaut. Sie sind ein erstes Signal für mich, ob da jemand vor mir steht, den ich näher betrachten möchte.

Ihre Besuche sind selten, und es fällt ihr sichtlich schwer, für die Menschen, die sie bei mir trifft, Interesse aufzubringen. Schon mit meiner ersten Frau und meiner Tochter hatte sie auf Distanz gelebt. Vielleicht lag es auch daran, dass ihre erste Schwiegertochter, die Mutter meiner Tochter, unter schweren Depressionen litt. Noch eine Frau, die es mit sich selbst so schwer hatte, dass es ihr kaum gelang, aus dem Käfig herauszutreten, in dem sie sich verschanzte. Ihr Freitod hat mich eine lange Zeit beschwert, aber nie ist es zwischen meiner Mutter und mir darüber zu einem Gespräch gekommen.

Damals in Bonn und seinem kleinen linksrheinischen Vorort traf Ursel meine zweite Familie, eine muntere Versammlung mit meiner Tochter und den beiden Kindern meiner zweiten Frau, ein liebenswertes Geschwisterpaar. Und doch war es nicht anders: Ursel trennen Welten von dem Bild einer warmherzigen Großmutter. Sie schaffte einfach keine Nähe, wollte mich am liebsten allein sehen, empfand alles andere als Störung. So waren ihre seltenen Besuche weniger eine Freude als eine Herausforderung für alle. Das Lachen der drei Teenager, ihre laute Lebenslust, nein, das war nichts für sie.

Manchmals ließ sie sich überreden, von mir gestützt die steile Treppe zum Garten hinunterzugehen, der von der Küche aus zu erreichen war. Doch am liebsten war ihr der Platz am Küchenfenster. Da saß sie in sich versunken, während draußen der Sommer flirrte. Ich setzte mich dann zu ihr, hörte mir an, was sie über die Weltlage zu sagen hatte, ließ mir erzählen, welche Fernsehprogramme sie bevorzugte und welchen Politiker sie gerade ganz und gar nicht ausstehen konnte.

Und jetzt diese 17 kleinen Seiten. Sie erinnern mich an die berühmte Treppe, die Kurt Tucholsky aufgemalt hat. Über der ersten Stufe stand »sprechen«, über der zweiten »schreiben«, über der dritten »schweigen«.

Während ich 16 Jahre nach diesem irgendwie schattenhaften Besuch in Bonn die Bilder suche, den Erinnerungsfilm mit ihr als Hauptdarstellerin laufen lasse, sehe ich auf die Stadt. Ein großes Fenster öffnet den Blick auf die Wolkenkratzer, die bei manchen Wetterlagen tatsächlich an den Wolken kratzen, ich sehe auf die hohen Häuser, die eng zusammengeschoben die First Avenue begrenzen. Ich blicke auf New York, die Stadt am Hudson River. Hier können viele mit eigenen, persönlichen oder geliehenen Erinnerungen aufwarten, die über den Atlantik zurückfließen in das Land meiner Mutter, in mein Land zwischen Oder und Rhein, zwischen Nordsee und Bodensee.

Gerade in New York angekommen, erreicht mich im Sommer 2003 die Nachricht, dass dieses Buch erscheinen soll. Ein Verleger hatte verstanden, was ich mit dieser Erinnerungsarbeit vorhabe: Ein Leben wachrufen, das zwischen den Kriegen im blutigen 20. Jahrhundert gelebt wurde, dessen Lebensglück in eine kleine Nische gepresst war, eingesperrt zwischen den Katastrophen ihrer Generation. Und wie es scheint, steht das neue Jahrhundert, kaum begonnen, ebenfalls im Zeichen des Mars. Der Kriegsgott ist schon wieder auf der Walz und schlägt blutige Schneisen.

Jetzt lese ich erneut und immer wieder ihre 17 Seiten. Ich folge einem Text, der sich mir zwischen den Zeilen erschließt:

»Lieber Uwe,

ich weiß, daß die Erinnerungen nicht vollständig sind, meine Ängste, die immer mit mir gingen, kannst Du vielleicht nur erahnen. Alles Grauen – auch meine Angst vor dem Tod – habe ich versucht, zu unterdrücken. Ich will sie nicht mehr fühlen. Daher auch meine Antipathie gegen Dokumentationen der Nazi-Zeit. Vielleicht interessiert Dich mein Geschreibsel, ich mußte es einmal loswerden.

Deine Mutter«

Hier endet das Vorblatt. Schon diese dürren Zeilen berühren mich. Ich kenne ja ihr Leben. Ich weiß ja, wovon sie spricht, wenn sie das meiste verschweigt. Ihr Schweigen, das sie mit dem Hinweis auf ihre »Antipathie gegen Dokumentationen der Nazi-Zeit« benennt, war ein Schweigen aus Verzweiflung. Bilder tauchen auf. Ich erinnere mich an ebenso bittere wie erfolglose Versuche, sie aus ihrem Schweigen zu befreien. Gespräche in dem kleinen Garten am Waldrand von Gonsenheim. In diesem Vorort von Mainz, ihrer letzten Lebensstation, war es vor allem meine Schwester, die sich vergeblich bemühte, sie in

das Leben um sie herum zurückzuholen. Doch Ursel hat sich fast nie darauf eingelassen. »Ach Lümming«, sagte sie dann, »lass man sein.« Und ich hatte eine verzweifelte Schwester am Telefon. »Du musst sofort kommen und mit ihr reden. Vielleicht hört sie ja auf dich.« Es waren Jahre vergeblicher Bemühungen. Jahre, die sich schwer auf die Seele meiner Schwester legten.

Meine Mutter hat mit zunehmendem Alter ihr Leben hinter dieser Mauer des Schweigens verbracht. Mehr und mehr nach innen gerichtet, in sich verkrochen, mit immer schmalere werdenden Zugängen. Und doch hat sie eine Tür geöffnet und mir ihre Post herausgereicht, die Erinnerung auf 17 Seiten.

»Versuch einer Rückschau.

Nach vielen Irrwegen, Träumen, Wunsch nach Zärtlichkeit und Wärme, endlich den Partner gefunden – meinen Mann Wolfgang –, der mir das gab, was ich so lang entbehrte. Zwar weich, etwas labil, aber von einer Intensität der Gefühle, alles hüllte mich ein; Wunschkind Barbara, unendlich glücklich – Krieg – Berlin. Kriegserklärung gegen mein Polen – ich ein heulendes Elend, warum nur Krieg??? Und dann noch gegen meine Landsleute – mein Vaterland war Polen, Mutterland Deutschland – alle Jahrzehnte meines Lebens konnte ich immer nur für Polen empfinden, in zweiter Linie erst für Deutschland. Sicher eine Art Schizophrenie. Hochempfindlich, wenn jemand mein Polen angriff. Wolfgang verstand mich, er begriff meine tiefe Melancholie, mein Überschwappen an Freude. Er wußte, daß ich in Disharmonie keine Luft mehr bekam. Ich danke Dir für vier wunderbare Jahre, sie wiegen ein Leben auf. Dann 1940 Uwe, Dich kleines Bündelchen, was mit viel Tränen erwartet wurde, habe ich genau so heiß und innig geliebt, wie mein Bärbelchen. Du wurdest ein stilles, sehr nachdenkliches kleines Menschlein, immer im Schatten Deiner temperamentvollen Schwester, die stets Umtrieb um sich her

schaffte, bedenkenlos und gläubig auf alle Mitmenschen zugehend.

Zwei kleine Menschenkinder, völlig konträr, aber von einer intensiven Zuneigung zueinander. Ich hatte oft das Gefühl, daß Uwe schon als Kleinkind versuchte, die Welt zu ergründen, was in ihr vorging, immer sehr verschlossen, skeptisch allen Mitmenschen gegenüber, und es dauerte lange, bis Du Zutrauen faßtest. Ganz deutlich wurde diese Art als Euer Vater im Juli 1942 Urlaub hatte. Beide gucktet ihr etwas erstaunt auf diesen Fremden (für Euch) Soldaten. Als ich dann sagte, es ist Euer Papi, rannte Bärbel überglücklich in seine Arme und war nicht mehr zu bremsen. Nur unser Uwe tat keinen Schritt, unbeweglich blieb er mit auf den Rücken verschränkten Händchen stehen und sah äußerst mißtrauisch auf diesen Mann. Dann machte das kleine Kerlchen eine Kehrtwendung und verschwand. Nach drei Tagen endlich war der Bann gebrochen und der Papi hatte seine beiden Kinder.«

Ich unterbreche die Lektüre. Und grabe nach Erinnerungen. Es gibt eine Fotoserie über diesen Urlaub. Kleine Fotos mit gezacktem Rand. Auch ein Foto von meinem Vater und mir. Erinnerungen an den Garten in Danzig, auf dem Stolzenberg. Ein kleines Häuschen, zwei Gänse, genauer eine Gans und ein Ganter, vor dem die Kinder einen Heidenrespekt hatten. Es war das Haus meiner Großeltern und unser Zuhause. Es muss ein herrlicher Sommer gewesen sein. Lachende Kinder, fast immer ernste Erwachsene, ein Sommer mitten im Krieg. Mit besonderer Zuneigung erinnere ich mich an meinen Großvater, liebevoll Otti genannt. Ein eleganter, schlanker Mann. Er hatte im Gegensatz zu seinen Brüdern im Grenzgebiet zwischen Polen und dem Reich sich für die deutsche Staatsbürgerschaft entschieden. Seine Mutter war Polin, sein Vater Deutscher, ein ehrbarer Handwerker. Er selbst sprach fließend Polnisch, es war

ja seine Muttersprache. Er hat seine polnischen Wurzeln nie verleugnet. Ein gläubiger Katholik, der seine Gebete auf Polnisch verrichtete, und wir Kinder hörten dann fasziniert die fremde Sprache. Wenn er rechnete, dann murmelte er ebenfalls polnische Zahlen. Er hatte es bis zum Chefeinkäufer eines großen Kaufhauses gebracht. Eine steile Karriere, die als Schreiber in einem Anwaltskontor in Polen begonnen hatte. Sein Schriftbild war von derartiger Ästhetik, dass ich es selbst als kleiner Knirps bewunderte.

Meine Schwester war vor allem fasziniert davon, dass die Mutter meines Großvaters einem alten polnischen Adelsgeschlecht entstammte. Immer wieder forderte sie ihn auf, davon zu erzählen. Für sie war das die märchenhafte Erzählung einer großen Liebe, die nicht nach dem Stand des Geliebten fragt. Ich hörte immer nur das armselige Leben heraus, in das diese Liebe gemündet war. Ein karges, freudloses Leben in bitterer Armut. Die Familie meiner Urgroßmutter hatte sich von der Tochter losgesagt, die nicht nur unter ihrem Stand, sondern auch noch einen Deutschen geheiratet hatte. Und genau diese Stärke, sich davon nicht beeindrucken zu lassen, war es, die meine Schwester an dieser Frau bewunderte.

Auch mein Großvater hatte etwas von dieser Stärke. Ein ungemein gradliniger, pflichtbewusster Mann. Er hatte sich mehrfach selbstständig gemacht, und immer wieder wurde alles durch äußere Umstände vernichtet. Zuerst durch den Ersten Weltkrieg, dann kam die Inflation, schließlich der Zweite Weltkrieg. Nichts hat ihn verbogen. Sein christliches, polnisch geprägtes Menschenbild war ein innerer Kompass, der ihn auch in schweren Stunden leitete. Er war es, der Polen für meine Mutter zum Vaterland machte. In ihr fand ich vieles von seiner Schwermut und Melancholie. Auch hatte sie viel von seiner Stärke.

Ich vertiefe mich erneut in ihre 17 Seiten kurze Erinnerung:

»Es waren schöne 14 Tage«, schreibt meine Mutter, »nur ahnte ich nicht, daß es auch die letzten für mich erfüllten Tage waren, daß ich ihn zu mir gehörig nicht wiedersehen würde. Wie gut, daß man von der Zukunft nichts weiß.

Ja, dieser einzige Urlaub, er tat mir gut, er richtete mich etwas auf. Denn mit April 1942 wurde es bei uns chaotisch. Mein Bruder Wolfgang kam zum Erholungsurlaub von der Ostfront, außerdem wollte er sein Lieselchen heiraten. Die kirchliche Trauung war auf den Gründonnerstag festgesetzt, standesamtlich heiratete Wolfgang in Posen. Am Mittwoch wurde mein Vater verhaftet, fadenscheinige Gründe: angeblich Kriegswirtschaftsvergehen, sogenannte Zurückhaltung von Altwaren. Merkwürdig war nur, daß der SD (Sicherheitsdienst, war der Gestapo unterstellt) die Verhaftung vornahm. Durch Freunde in der SS, die wie ich gegen die NSDAP verfängliches Material zusammentrugen, erfuhr ich, daß das erste Verhör am Gründonnerstag, um 9 Uhr sein sollte. Es gelang mir, eine Erlaubnis zu erwirken, an diesem Verhör teilzunehmen.

Kommissar Gleisberg leitete das Verhör, natürlich in Gegenwart eines SS-Mannes als Zeugen. Dauer des Verhörs cirka 3 ½ Stunden; grauenhaft, erniedrigend, zerstörerisch. Und ich so ohnmächtig, meinem in dieser Situation hilflosen Vater aktiv zu helfen. Nur vor dem Zusammenschlagen habe ich ihn bewahren können und ihn abgehalten, ein vorbereitetes Protokoll zu unterschreiben. Dann wurde er abgeführt.

Um 14 Uhr war die Trauung meines Bruders. Eine Kriegstraueung, grotesk, Wolfgang in Luftwaffen-Uniform, ein Arzt mit hohem Verantwortungsbewußtsein in einer Truppe in Stalingrad, die für diesen verbrecherischen Hitler und Konsorten ihr Leben einsetzen mußte. Es war ein trauriger Beginn des Zusammengehens von zwei jungen Menschen. Wolfgang erhielt noch einmal Genehmigung, seinen Vater zu sehen, bevor er schnellstens nach Stalingrad zurückbeordert wurde. Er ging

mit der festen Zuversicht, daß es sich bei dieser Verhaftung um einen Irrtum handeln mußte und sein Vater bald wieder zu Hause wäre. Er hat es nie erfahren, daß das nicht der Fall war.

Im Oktober 42 dann endlich nach zermürender Einzelhaft und keiner Besuchserlaubnis Verhandlung vor dem Sondergericht unter Vorsitz des brutalsten Richters Großmann, der sich rühmte, die meisten Todesurteile gefällt zu haben. Die Verhandlung dauerte drei Tage. Es waren entsetzliche Stunden und Tage. Ich weiß nicht, woher ich die Kraft nahm, dieses durchzustehen. Armer Franzek, Dich traf es am härtesten. Du begriffst die Welt nicht mehr. Du – und damit wir alle – zu Untermenschen abgestempelt. Antrag des Staatsanwaltes Wolff, zehn Jahre Zuchthaus, Verlust der Bürgerrechte usw. Dann Plädoyer meines Anwaltes, Herrn Weise (später beteiligt am 20. Juli) – Ihnen innigen Dank für Ihre Hilfe. Wir waren beide auf einer Linie. Urteil: zwei Jahre Gefängnis, keine Ausübung eines gehobenen Berufes mehr, abgeführt.«

Ich sinne diesen Zeilen nach. Wolfgang, den Bruder meiner Mutter, kenne ich nur von Fotos. Auch er schlank und groß gewachsen wie sein Vater. Auf keinem Foto sieht man ihn lachen, so als hätte er eine Ahnung, wie sein Leben enden würde: vermisst in Stalingrad. Meine Großmutter hat an die Todeserklärung nie glauben wollen. Bis zu ihrem Tod war sie davon überzeugt, dass er eines Tages vor der Tür stehen würde. Sie erzählte uns immer wieder von ihrem Wolfgang, dementierte mit ihren heiteren Erinnerungen an ihren Sohn die vergilbenden Fotos, die ihn so ernst und gefasst zeigen. Manchen Besuch in der »Barbarina-Bar« in Danzig kramte sie aus der Erinnerung hervor. Viele glückliche Stunden müssen sie dort verbracht haben, zusammen mit einem lebenslustigen Freund, dessen Name uns immer wieder zum Lachen brachte. Also, Pummel Denkhäuser war immer dabei, wenn Mutter und Sohn »plachandern« wa-